

Ingo Kolboom

*Geboren 1947 –
Gedanken eines Adenauer-de Gaulle-Enkels*

Nur wenige Tage, nachdem der Pariser Modemacher Christian Dior seine erste eigene Kollektion, die unter der Bezeichnung „New Look“ berühmt werden sollte, vorgestellt hatte, kam ich in der britischen Besatzungszone im hohen Norden Deutschlands zur Welt. Zwei Jahre später kamen norwegische Truppen, die dann von einer Danske Brigade abgelöst wurden. Ein zu früh verstorbener Holsteiner Vater, eine sächsische Mutter, heimische Dorfbewohner und ostpreußische Flüchtlinge standen an meiner Wiege. Ein hugenottischer Arzt namens Desarts rettete mir das Leben. An ihn erinnerte mich meine Mutter, als ich mich 1959 – es war das Jahr, in dem in Frankreich die erste Folge der Comicserie „Asterix der Gallier“ erschien – zwischen den beiden „Fremdsprachen“ Latein und Französisch zu entscheiden hatte. Doch Französisch war meiner Mutter vertraut, es war einst an ihrem Lyzeum in der Dresdner Neustadt ihre einzige Fremdsprache gewesen, und aus Dresden hatte sie eine nie ausgelebte Zuneigung zu Frankreich in ihrem Flüchtlingsgepäck mitgenommen. Bürokratische Bedenken gegen die Einrichtung einer erstmaligen „Französischklassen“ mit nur drei Schülern waren dank des Engagements meiner Mutter, meines eigenen Beharrens und einsichtiger Behörden schneller überwunden, als es wohl heute der Fall wäre.

Von Frankreich hatte ich damals nur vage Vorstellungen, genährt von Nachrichten über den Algerienkrieg und über einen neuen französischen Staatsmann namens General de Gaulle, der mich schon so früh zu faszinieren begann, dass meine ersten Schreibversuche in der Schülerzeitschrift „Ceterum Censio“ ihm galten und ich alle seine Reden, derer ich in meiner Tageszeitung habhaft werden konnte, archivierte. Zusammen mit

der politischen Vatergestalt Konrad Adenauer rückte er in das Pantheon meiner Vorbilder. Mit ihm verkörperte ich einerseits meine Vorstellungen über Frankreich, andererseits waren es genau diese Vorstellungen, die so etwas wie eine therapeutische Hilfestellung in meine eigene, gebrochene Identität als „Deutscher“ einbrachten. Das identitäre Chaos eines Landes, von dem ich nicht wusste, was davon zu mir gehörte, doppelt gebrochen im zeitverzögerten Hereinbrechen einer jüngsten „deutschen Vergangenheit“, die zwar die Generation der Erwachsenen meiner Umgebung betraf, aber offensichtlich nur Teile meiner Generation zu erschüttern schien, rief nicht nur nach Fluchten, sondern mehr noch nach Kompensation. Für die einen war es der Traum von Amerika, für die anderen der Gedanke an Europa und damit an Frankreich, der politisch und emotional immer weniger von dem der deutsch-französischen Aussöhnung zu trennen war, eine Aussöhnung, die mir auch das Versprechen einer Aussöhnung mit dem eigenen Volk versprach.

Es war daher die von Präsident de Gaulle bis ins kleinste orchestrierte Reise Konrad Adenauers nach Frankreich, im Sommer 1962, insbesondere das Pontifikalamt in der Kathedrale von Reims, das Tedeum deutsch-französischer Versöhnung, das junge Menschen wie mich ins Mark traf. Als junger, dem Pathos nicht abgeneigter SPIEGEL-Leser verschlang ich solche Zeilen wie: „Ein brausendes Tedeum wird am Sonntag die Kathedrale zu Reims erfüllen, wo früher Frankreichs Könige gekrönt wurden und nun Europas katholisches Doppelhaupt Adenauer-de Gaulle zum ersten Mal gemeinsam die heilige Messe hören will. Marschmusik soll über den mit deutschem und französischem Blut getränkten Boden der historischen Schlachtfelder schallen, wenn Parade-Krieger beider Nationen vor dem ungedienten Kanzler und dem General-Präsidenten defilieren. Es ist die achte Reise Konrad Adenauers in das welsche Land – aber sein erster offizieller Staatsbesuch. Charles de Gaulle erwartet seinen Freund mit ähnlich ehrenvollem Prunk und gleicher hoffnungsvoller Ungeduld wie einst Cäsar Kleopatra: Ein längst geschlossener Bund soll seine geschichtliche Segnung erhalten.“ (Der Spiegel, 04.07.1962).

In der Geste des Generals, dieser Symbolfigur des französischen Widerstandes gegen die Nazibesetzung Frankreichs, suchte ich den Akt der Verzeihung. Wie mehr noch wirkte dann der triumphale Gegenbesuch de Gaulles in Westdeutschland im September desselben Jahres, seine sorgfältig in deutscher Sprache einstudierten freien Ansprachen, die wir atemlos und tief bewegt an dem einzigen Fernseher in unserer Nachbarschaft verfolgten: zunächst auf dem Marktplatz in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn („Wenn ich Sie alle so um mich herum versammelt sehe, wenn ich Ihre Kundgebungen höre, empfinde ich noch stärker als zuvor die Würdigung und das Vertrauen, das ich für Ihr großes Volk – jawohl für das große deutsche Volk – hege!“), dann in Duisburg vor den Arbeitern der Stahlwerke Thyssen („Meine Herren, ich wollte es nicht versäumen, in Ihren Arbeitsplatz zu kommen, um Ihnen den freundschaftlichen Gruß der Franzosen zu entbieten!“), schließlich vor Soldaten der jungen Bundeswehr in Hamburg („Comme l’écrivait votre Zuckmayer: War es gestern unsere Pflicht Feinde zu sein, ist es heute unser Recht Brüder zu werden.“) und schlussendlich im Hof des Barockschlosses in Ludwigsburg an die deutsche Jugend, an uns die „Kinder eines großen Volkes, jawohl eines großen Volkes“.

Ich weiß, das Gedächtnis kann ein charmanter Betrüger sein, viele Erinnerungsstücke werden gerne – eine Vorliebe von Intellektuellen und Politikern – erst im Nachhinein einer gegenwartsgeschuldeten Sinnstiftung unterzogen. Aber es gibt Erlebnisse, die eine Ad-hoc-Sinnstiftung erfahren und diese auch ohne jede Nostalgisierung bewahren. In meinem Fall waren es diese Ansprachen de Gaulles im September 1962, anders ausgedrückt: mein Verlangen nach einer Botschaft des Verzeihens aus berufenem, da fremdem Munde, die sich wie Balsam auf meine verwundete deutsche Nachkriegsseele legte. Wie auch schon damalige Beobachter die Inszenierungsgabe de Gaulles betonten, damals sagte er im richtigen Moment das Richtige für eine ganze Generation, die solche Worte im eigenen Land zu Recht nicht hören wollte, denn dieses Land ihrer Väter hatte für sie jeden Kredit verspielt. Als dann wenige Monate später aus einer weiteren Begegnung zwischen de Gaulle und Ade-

nauer mehr aus einer Laune der beiden alten Männer heraus, die ihr Versöhnungswerk vor ihren Nachfolgern schützen wollten, ein Vertrag entstand, der unter dem Namen Élysée-Vertrag oder gar „Deutsch-Französischer Freundschaftsvertrag“ in die Geschichtsbücher einging, war für die meisten von uns, die wir als Jugendliche im Bann der Triumphreisen Adenauers und de Gaulles gestanden hatten, dieser Vertragsabschluss kein magisches Ereignis mehr – um so weniger, als die damalige Auseinandersetzung um die Ratifizierung des Élysée-Vertrags im Deutschen Bundestag 1963 zwischen deutschen „Atlantikern“ und deutschen „Gaullisten“ mit der daraus folgenden „Präambel“, die dem Vertrag als atlantische und europäische Rückversicherung vorangestellt wurde, den Vertrag nicht nur in den Augen de Gaulles wertlos zu machen schien. Erinnerung sei an dessen bissigen Kommentar: „Sehen Sie mal, Verträge sind wie junge Mädchen und Rosen: Sie halten so lange, wie sie halten. Wenn der deutsch-französische Vertrag nicht zur Anwendung käme, wäre es nicht das erste Mal in der Geschichte.“ (DER SPIEGEL 28/1963, „De-Gaulle-Besuch, Was eine Rose übersteht“; www.spiegel.de/spiegel/print/d-45144174.html). Dies zeigten auch die Jahre des faktischen Stillstands, ja Rückschritts in der politischen Zusammenarbeit nach dem Rücktritt Adenauers im Herbst 1963, was dann später im überaus kühlen Verhältnis Pompidou-Brandt kulminierte. Wie gering das allgemeine Ansehen des Élysée-Vertrags damals war, kann sich heute kaum noch einer vorstellen, wenn er nicht in die Zeitzeugnisse hinabtaucht.

Es war kein geringerer als der Adenauerbiograph und konservative Politikwissenschaftler Hans-Peter Schwarz, der 1989 schrieb, „daß der Vertrag seine weitreichende Wirksamkeit erst in den siebziger Jahren und in unserem Jahrzehnt entfaltet hat.“ (H.-P. Schwarz, „Eine Entente Élémentaire. Das deutsch-französische Verhältnis im 25. Jahr des Élysée-Vertrages, Erweiterte Neuauflage, Bonn, Europa Union Verlag, 1990, S. 17). Und noch schärfer erinnerte derselbe Hans-Peter Schwarz 2003 auf einer Podiumsdiskussion anlässlich des 40. Jahrestags des Élysée-Vertrags daran, dass „ein durch Fehlstart ziemlich verdorbener, im

beiderseitigen Streit ausgeleierter, halbtoter Vertrag reanimiert worden sei und dann erst nach zwanzig Jahren eine dauerhafte Kraft entfaltet“ habe (Gilbert Zieburg, Kritik der Realpolitik. Genese einer linksliberalen Vision der Weltgesellschaft. Autobiografie, Berlin, LIT Verlag, 2009, S. 262f.). Dass dieser zweite Glücksfall in der deutsch-französischen Verständigung, nämlich die Reanimierung des Vertrags, heute das Gefühl vermittelt, dieses Glück habe schon 1963 angefangen, will ich hier nicht weiter problematisieren, zähle ich mich doch zu denjenigen, die schon in den 1960er Jahren ein fast schon karolingisches Verständnis von der deutsch-französischen Verständigung hegten, ich also zur Fraktion idealistischer deutscher „Gaullisten“ zählte, denen eine deutsch-französische Union vorschwebte – was ich auf menschlicher Ebene dank einer Brieffreundschaft mit Aufhalten im fernen Pézénas und anderen Orten schon zu vollziehen glaubte –, und ich schon damals den Wortlaut des Élysée-Vertrags kritisch an den Realitäten maß.

Von der Realpolitik also eher ernüchtert, war es dann ein Quasi-Nebenprodukt des Élysée-Vertrags, das uns jungen „Deutsch-Franzosen“ *avant la lettre* einen ungeahnten, die politische Agenda überschreitenden Spielraum bot. Dies war das im Juli 1963 ins Leben gerufene Deutsch-Französische Jugendwerk (DFJW). Als einer der ersten Teilnehmer an dessen Programmen und als einer der ersten jungen Deutschen, die das französische Diplom für die Betreuung von Kindern in französischen Ferienkolonien ablegten, hatte ich transnationale „Sozialisierungsinstanzen“ gefunden, die das an die Schmerzen der Geschichte gebundene Versöhnungsprojekt überschritten, ohne es aus den Augen zu verlieren. Daher erschien es mir zu einfältig, meinen 1966 angebrochenen Militärdienst als rein „nationale Kiste“ zu verstehen. Allerdings stieß meine mit Hinweis auf den Élysée-Vertrag untermauerte Bitte an den Oberbefehlshaber der Französischen Streitkräfte in Deutschland (FFA) – mit Kopie an das bundesdeutsche Verteidigungsministerium –, einen Teil meines Wehrdienstes als Gast in der französischen Armee zu absolvieren, auf zwar freundliche, aber ablehnende Reaktion – was ich später insofern nicht bedauerte, als ich französische Kasernen

unter anderen Umständen kennenlernen durfte. Also stillte ich zu Hause meine Frankreichsehnsüchte mit Büchern, mit dem „Pariser Journal“ von Georg Stefan Troller im WDR-Fernsehen und in den Ferien, während der Militärzeit sogar mit „Sonderurlaub“, mit DFJW-Programmen und unzähligen Reisen per Anhalter.

Dass der Adenauer-de Gaulle-Enkel Ende der 1960er Jahre sich im Gefolge des französischen „Mai 68“ in Konstellationen wiederfand, die mit seinen alten Vorbildern kollidierten, gehört zu den ironischen Seiten eines jungen Lebenslaufes, hatte aber noch mehr mit dem bleiernen Erbe zu tun, das uns die Generation unserer Väter hinterlassen hatte und in einem Moment seine Wirkung entfaltete, als jugendliche Radikalität nach moralischer Vergeltung rief. Doch just auch hier – gleich einer List deutsch-französischer Geschichte – entspann sich eine deutsch-französische Liebesgeschichte ganz neuer Art. Das war dieser Pariser Mai 68. Blieben die Konservativen bzw. Älteren der damaligen Bundesrepublik weiterhin vom Charisma de Gaulles fasziniert, so schlug der Pariser Mai, der die alte Pariser Ordnung schließlich stürzte, unzählige junge Westdeutsche in seinen Bann, so dass der Mai 68 die Frankophilie einer neuen jungen Generation in Westdeutschland prägte. Diese las nicht mehr Friedrich Sieburgs „Gott in Frankreich?“, seit 1929 ein Dauerbrenner in der bildungsbürgerlichen deutschen Frankreichwahrnehmung, sondern Camus, Sartre, Simone de Beauvoir oder Guy Debord. Und welch ein Erlebnis, als der Pariser Studentenführer Daniel Cohn-Bendit, Sohn deutsch-jüdischer Emigranten in Paris und gerade zwei Jahre älter als ich, aus Frankreich ausgewiesen wurde und Tausende von Menschen in Paris auf die Straßen gingen und riefen: „Nous sommes tous des juifs allemands!“ – „Wir alle sind deutsche Juden!“ Mit Blick auf die Vita Cohn-Bendits, später Lokalpolitiker in Frankfurt am Main und seit fast zwei Jahrzehnten wechselweise Europa-Abgeordneter der französischen und der deutschen Grünen im Europäischen Parlament, möchte ich behaupten, dass sich darin ein exemplarisches Stück neuer deutsch-französischer Generationsgeschichte vollzog, die ihren Ausgangspunkt im Pariser Mai 68, in frühen französischen öko-

logischen und antinuklearen Protesten, im Pariser Feminismus und anderen „linken“ (heute sattsam etablierten) Bewegungen hatte. Damit schrieb sich das deutsch-französische Gedächtnis in einer neuen Generation westdeutscher Akteure, die in den Folgejahren ihren Kinderschuhen entwuchsen, fort.

Dass auch ich an dieser doppelten, politisch nicht immer harmonischen deutsch-französischen Liebesgeschichte, der von 1962 und der von 1968, partizipieren durfte, dürfte einer der Faktoren gewesen sein, die meinen weiteren deutsch-französischen Weg, vom Studium zum Beruf, führten und prägten. Und als ich dann, über ein Jahrzehnt lang, in einer außenpolitischen „Denkfabrik“ an deutsch-französischer Politikgestaltung teilnehmen konnte und dies just in jenen Jahren, als der Élysée-Vertrag seine „dauerhafte Kraft“ (H.-P. Schwarz) endlich entfaltete, stellte sich jenes Gefühl einer nachträglichen Sinnstiftung eigener Vergangenheit ein, vor dem ich mich selbst gerne warne.

Eine Warnung ganz anderer Art erhielt ich von deutscher diplomatischer Seite, als ich auf einer deutschlandpolitischen Veranstaltung im geschichtsträchtigen Pariser Hotel Lutetia am 8. Oktober 1989, es war der 40. Jahrestag der DDR, die Ereignisse im anderen Teil Deutschlands dahin gehend kommentierte, dass ich laut über einen Zusammenbruch der DDR nachdachte und eine gemeinsame deutsch-französische Strategie für den Tag X anmahnte. Die Ereignisse überschlugen sich dann ab dem 9. November in der bekannten glücklichen Weise, und so wurde es neben meiner streng wissenschaftlichen Arbeit eine meiner vornehmsten Aufgaben, landauf, landab in Frankreich auf öffentlichen Plätzen, in Kinos, Rathäusern, Banken, Buchhandlungen und Kulturinstituten sowie Medien unterschiedlichster Profile den verblüfften Franzosen die Morgendämmerung einer deutschen Wiedervereinigung zu vermitteln, wobei die meisten Franzosen, denen (wie übrigens auch de Gaulle) die Vorstellung einer geteilten Nation ohnehin anormal vorkam, dieser Perspektive mehr Empathie entgegenbrachten als manche meiner Landsleute, die sich (trotz mangelnder Spanischkenntnisse) Madrid näher zu fühlen glaubten als Dresden. Daher erschien es mir wie ein Wink der Vorsehung, als ich Anfang

der 1990er Jahre den Ruf auf eine neu gegründete Professur an der Technischen Universität Dresden erhielt, die mir, dem Historiker, Politikwissenschaftler und Romanisten, auf den Leib geschneidert schien: ein in Deutschland einzigartiger, sozialwissenschaftlich orientierter Romanistik-Lehrstuhl, der sich ganz den Frankreichstudien, den deutsch-französischen Beziehungen und darüber hinaus der gesamten französischsprachigen Welt widmete.

Hier endet die Geschichte dieses Adenauer-de Gaulle-Enkels insofern, als er nun Teil eines Zeiten- und Generationswechsels wurde und von einem Tag auf den anderen mit jungen Menschen zu tun hatte, denen Namen wie Adenauer und de Gaulle, ganz zu schweigen von einem Élysée-Vertrag, weniger vertraut waren als Namen wie Stalin, Ulbricht oder „Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft“. Was sie aber von meinen westdeutschen Landsleuten unterschied, war die ansteckende physische und geistige Aufbruchstimmung, der euphorisch ungeordnete Wille, sich eine Welt anzueignen, die ihnen seit ihrer Kindheit vorenthalten war. Die ganz neue Herausforderung für mich bestand nun darin, neben dem normalen wissenschaftlichen Gepäck eine deutsch-französische Geschichtserzählung zu vermitteln, die frei von ritualisierten Selbstverständlichkeiten und frei von importierter westdeutsch-französischer Kanonbildung war, kurz: darauf Rücksicht zu nehmen, dass ich nun in einem Land tätig war, das nie eine triumphale Versöhnungsreise eines Generals de Gaulle erlebt hatte, das nie ein Deutsch-Französisches Jugendwerk, nie deutsch-französische Männertandems à la Adenauer-de Gaulle, Helmut Schmidt-Giscard d'Estaing oder Kohl-Mitterrand erlebt hatte, in dem kaum jemand von einem Élysée-Vertrag gehört hatte, wenngleich am 40. Jahrestag der Unterzeichnung dieses Vertrages die neue-alte politische Klasse so tun sollte, als könne dieser Vertrag auch im Osten Deutschlands auf vierzig Jahre zurückblicken. Wie befreiend dies auch für mich selbst war, sei hier nur am Rande erwähnt, denn die Chance, sich selbst – und dann auch noch unter glücklichen Umständen – neu erfinden zu müssen, ist ein Glücksfall, der nicht häufig im Leben eintritt. Die banale Er-

kenntnis, dass die Botschaften der Geschichte, damit also auch der jahrhundertealte deutsch-französische „Familienroman“ immer wieder neu geschrieben und vermittelt werden müssen, war hier einem besonderen Härtetest ausgesetzt, denn das so genannte „kollektive Gedächtnis“ tickte im ehemaligen DDR-Bezirk Dresden oder Leipzig eben anders als im Rheinland – wobei mir die Erfahrung zu Gute kam, eine Zeit lang kanadischen Studenten deutsch/deutsch-französische Geschichte und Politik gelehrt zu haben.

Als sich dieser Bogen meines Hochschullehrerdaseins dem Ende zuneigte und ich inzwischen mit jungen Studenten aus Ost und West zu tun hatte, die in der Morgendämmerung der deutschen Vereinigung zur Welt gekommen waren, also meine Enkel hätten sein können, kam mir in meiner letzten Vorlesung die Idee, meine jugendlichen Hörerinnen und Hörer, meist Erstsemester, einen kleinen Essay über Frankreich schreiben zu lassen. Dabei ging es mir in diesem Fall nicht darum, dass sie eine Darlegung wissenschaftlicher Gedanken über Frankreich niederschrieben. Nein, ich wollte, dass sie in sich, in ihr Herz und in ihre Erinnerungen hinein lauschten. Ich wollte wissen, was das Frankreich ihrer Kindheit war; wollte erfahren, welche Erlebnisse sie zu Frankreich und damit auch zu ihrer Studiunwahl geführt hatten, wie sie sich selbst in dieser Beziehung sehen und wie sie sich selbst in dieser Begegnung möglicherweise verändert hatten. Mir – als dem älter gewordenen Hochschullehrer, der aus dem Westen kam – ging es darum, zu erfahren, wie junge Menschen hier im Osten Deutschlands nach der Wende „auf Frankreich kamen“, wollte wissen, was junge gebildete Menschen heute hier im Osten umtreibt, wenn sie über den Gartenzaun ihrer Herkunft schauen.

Denn wer glaubt, dass die Begegnung mit einem anderen Land, seiner Sprache, Kultur und Menschen, dass die daraus erfolgte Wahl, sich mit diesem anderen Land auch beruflich zu befassen, allein einer beruflichen Nützlichkeitsabwägung geschuldet sei, der befindet sich auf dem Holzweg. Am Anfang einer solchen Wahl steht die von den Zufällen des Lebens gesteuerte Empathie – und sei es die Erinnerung an einen hugenottischen

Arzt, eine Reise, einen Film, eine besondere Begegnung, einen engagierten Lehrer. Dann verbindet sich diese mit der Ratio, schließlich im Laufe des Studiums mit der „Wissenschaft“. Und die vornehmste Aufgabe eines Hochschullehrers ist es dann, diese Bewegung zwischen Empathie und Wissenschaft zu steuern. Wie schrieb einst Michel de Montaigne (1533-1592) in seinen berühmten „Essais“, im Kapitel „Über die Erziehung der Kinder“? „Ich fasse [...] zusammen: das Wichtigste ist, Lust und Liebe zur Sache zu wecken; sonst erzieht man nur gelehrte Esel [...].“ (Erstes Buch, Kap. 25). Zugleich wollte ich sie, wie schon viele Generationen anderer Studenten vor ihnen, mit dem Schreiben eines Essays vertraut machen, weil der Essay ein besonderes „genre littéraire“ ist und das Anfertigen eines solchen – um es mit dem Literaturtheoretiker Roland Barthes zu sagen – eine „befreiende individuelle Kernerfahrung des Studiums der Geisteswissenschaften“ ist. Oder frei nach dem amerikanischen Literaturprofessor Robert Scholes: Das Ziel von Fächern wie Anglistik, Germanistik oder Romanistik ist es, nicht nur die Interpretation von Texten zu leisten, sondern gut schreiben, sprechen und denken zu können.

Um welches Land ging es hier noch gleich? Nicht um irgendein Land in Europa oder in der Welt. Es ging um Frankreich, um ein uns in den Schmerzen der Geschichte geborenes Freundesland, dessen Sprache in unseren Schulen endlich als Freundessprache unterrichtet wird – und nicht als Feindsprache, wie das noch zu Zeiten meines im Frankreichfeldzug 1917 gefallenen Großvaters und meines ebenfalls auf Kriegspfaden wandelnden Vaters der Fall war. Um ein Land also, das diese meine Studenten des Jahres 2012 ohne die historisch-moralische Hypothek, die mich begleitet hatte, unter völlig neuen Umständen kennenlernen durften. Und noch etwas. Für mich war dieser Essay-Wettbewerb auch Teil meines Abschieds von den Studenten – nicht im Sinne eines nostalgischen Rückblicks, sondern in dem Sinne, dass ich von ihnen etwas in mein eigenes Leben mitnehmen wollte: IHRE Gedanken über das Land, das auch mich und meine Berufe geprägt hatte; wollte vielleicht mich selbst in ihnen wiedererkennen.

Der Zeitpunkt für dieses Unternehmen war günstig, denn im Januar 2013 jährt sich die Unterzeichnung des Élysée-Vertrags zum fünfzigsten Mal. Dann werden viele Reden gehalten, werden Politiker die Texte ihrer Redenschreiber verlesen und etliche Prominente auflagenstarke Bücher über den Élysée-Vertrag bzw. über die deutsch-französischen Beziehungen veröffentlichen. Aber was vielleicht wieder einmal fehlen wird, werden die Stimmen der Ungefragten und Ungehörten sein. Die Stimmen derjenigen, die in den banalen Tiefen unserer Gesellschaft letztlich darüber entscheiden werden, ob der Treibboden der grenzüberschreitenden Verständigung blüht oder verkarstet. Diese studentischen Essay-Schreiber gehören in diesem Teil unseres Landes, in dem der Élysée-Vertrag gerade einmal dreißig Jahre alt sein wird, also zu diesen neuen Kräften, die darüber mitentscheiden werden, ob der Treibboden der Verständigung blüht oder verkarstet.

Am Ende der Vorlesung lagen mir mehr als fünfzig Essays vor. Sie zeigten ein vielfältiges Panorama: Erfahrungsberichte über fremde und eigene Identität, politisch-kulturelle Betrachtungen, amüsante Liebeserklärungen an Frankreich und andere Köstlich- und Nachdenklichkeiten. Eine von Master-Studenten gebildete Jury beriet mit über die Noten, die es zu vergeben gab. Eine im Journalismus erfahrene Master-Studentin, Vivian Fischer, und ich haben uns in einem zweiten Anlauf noch einmal über die Texte gebeugt und zehn beispielhafte Essays für eine öffentliche Würdigung im Institut français Dresden – im Juni 2012 – ausgewählt. Zugleich beschlossen wir, ausgewählte Essays einer Veröffentlichung zuzuführen, denn warum sollten diese Texte wie so viele Hausarbeiten und Klausurtexte in der Schublade verschwinden? Und so taten sich der 1947 geborene Adenauer-de Gaulle-Enkel und das 1990 geborene „Wende-Kind“ in einem Ost-West-Generationsvertrag zum Herausgeberpaar zusammen und redigierten gemeinsam diesen Band. Die ausgewählten Texte wurden thematisch zu einem Lesebuch gegliedert.

Vorbild war uns ein vom Deutsch-Französischen Kulturrat initiiertes Buch, in dem die Texte deutscher Schriftsteller,

die nach Frankreich gereist waren, unter dem einladenden Titel „Französisch heitres Tageslicht“ zusammengestellt worden waren (Französisch heitres Tageslicht. Deutsche Schriftsteller reisen nach Frankreich, Edenkoben, Verlag K.F. Geißler, 2001). Dass manche dieser Schriftsteller ihre Reiseerfahrungen in einem Alter niederschrieben, in dem die jungen Autoren des hier vorliegenden Bandes heute sind, machte die Sache für uns noch reizvoller. Die Texte haben wir durch Fotos bereichert, die von den Studenten und den Herausgebern selbst zur Verfügung gestellt wurden. Diese Fotos dienen keineswegs der Bebilderung der Texte, sondern sollen das Geschriebene künstlerisch und ästhetisch auflockern. Sie bieten zugleich einen anderen Blickwinkel, den die Autoren auf „ihr“ Frankreich richten.

Das Ergebnis? Wir überlassen es den Lesern, sich selbst darüber ein Bild zu verschaffen. Was wir aber schon an dieser Stelle sagen können: ein einheitliches, gar „objektives“ Frankreichbild wird hier nicht vermittelt. Das „eigene“ Frankreich steht hier im Blickfeld. Wir haben es hier mit einem Panorama völlig unterschiedlicher, sehr persönlicher Erfahrungen und Berührungen zu tun, die individuellen Biographien geschuldet sind und jede für sich ihre eigene Wahrheit in sich tragen. Für mich, dem Nachkriegskind, liegt die erstaunlichste Entdeckung darin, dass ich mich über alle Generationsgrenzen hinweg in vielen Erlebnissen wiedererkennen konnte. Klar, „mein“ Frankreich ist nicht mehr das dieser jungen Studenten, aber ein Déjà-vu-Erlebnis gab es immer: das Erlebnis, im Anderen auf das Eigene zu treffen, mehr noch: im Anderen das Eigene wieder zu finden, in neuer Gestalt. So banal das klingt, aber die eigene Identität ist kein geschlossener Container, der im anderen Land einfach abgeladen werden kann; sie ist ein offenes Gefüge, das ausströmt und hineinströmen lässt und das erst damit eine Gestalt annimmt, dem wir das hohe Wort „Reifung“ zuzuerkennen bereit sind.

Und ein zweites, mehr allgemeines Ergebnis möchte ich hier schon andeuten. Mit den Autoren stellt sich eine neue Studentengeneration dar, die die alten Trennungslinien „Ost“/„West“ hinter sich gelassen hat. Die jungen, noch im alten Westen ge-

borenen Autoren, die „Wendekinder“ aus dem Osten und die „Zugereisten“ waren schon im Hörsaal, abgesehen von ihren jeweiligen Sprachfärbungen, kaum noch zu unterscheiden. In ihren Texten unterscheiden sie sich in der Regel nur noch in ihren familiären Hintergründen und regionalen Profilen. Ansonsten reflektieren sie die ganz normale Heterogenität einer neuen Studentengeneration, auf die wir stolz sein können, zumal sie ideologisch weniger aufgeregt und von den traumatischen Seiten der Geschichte unseres Landes weniger belastet ist, als es noch meine Generation war – was nicht heißt, dass sie dafür kein nachdenkliches Gespür hätte, doch ihr Blick ist in die Zukunft gerichtet, die für sie in den kulturellen Bahnen Europas verläuft.

Die hier versammelten Texte haben noch eine andere Botschaft. Sie richtet sich an all diejenigen, die in diesen Monaten in Zeitungen und Zeitschriften, hinter denen kluge Köpfe vermutet werden, argumentierend darüber streiten, ob sich Deutsche oder Franzosen in den letzten Jahrzehnten „auseinander-“ oder „zusammen“-gelebt hätten, wobei jede Seite ihre Klage- oder Lobrufe für richtig hält, ja sogar überzeugend vermitteln kann. Das ist eine Scheindebatte. Denn erstens war und ist in diesen Streitschriften nie davon die Rede, dass die Menschen im Osten Deutschlands erst 1990, also gerade einmal erst vor zwei Jahrzehnten, mit dem Versuch eines Zusammenlebens hatten anfangen können. Und zweitens stellt sich diese Frage mit jeder neuen Generation in völlig neuer Weise. Zwar liefert uns das kollektive Gedächtnis einige Kontinuitäten. Nichtsdestotrotz ist dies kein Ruhekissen. Dieses Kissen muss für jede Generation immer neu geschüttelt werden, auch auf die Gefahr hin, dass einige Kontinuitäten sich als konstruierte herausstellen.

Eine dieser Gedächtniskonstruktionen betrifft nicht zuletzt den Élysée-Vertrag selbst. Wenn dieser seit 1988, also seit seinem 25-jährigen Jubiläum, bei jedem neuen Anlass als Grundstein der deutsch-französischen Versöhnung zelebriert wird, dann läuft dies auf eine Interpretation hinaus, die die Geschichte dieser Beziehung verzerrt. Dem Élysée-Vertrag vorweg ging mehr als ein Jahrzehnt gemeinsamer Versöhnungsarbeit, ohne

die die Gründung der Montan-Union, die Rückgabe des Saarlandes an die Bundesrepublik und die Bildung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft nicht möglich gewesen wären. Der Élysée-Vertrag, besser gesagt: die dem Vertrag unmittelbar vorausgehenden Umstände waren ein bilateraler Höhepunkt dieser Entwicklung, wobei sich erst im Nachhinein herausstellte, dass der Vertrag so etwas wie ein Schlussstein im Kathedralenbau der deutsch-französischen Verständigung werden sollte. Wie schrieb schon 1962 der damalige Chefredakteur der Wochenzeitung Die Zeit, Josef Müller-Marein, anlässlich der Frankreich-Reise von Bundeskanzler Adenauer? „Der Prunk der deutsch-französischen Versöhnung gelang deshalb so gut, weil die beiden Völker längst von ihrer Notwendigkeit überzeugt waren. Sie haben bereits andere, sie haben längst gemeinsame Sorgen.“ Und es war de Gaulle selbst, der zu einem Zeitpunkt, als von einem Élysée-Vertrag noch keine Rede war, nämlich am 14. Januar 1963 in einer Pressekonferenz, sagte: „Es handelt sich nicht nur um eine umstandsbedingte Versöhnung. Was vor sich geht, ist in Wahrheit eine Art wechselseitiger Entdeckung der beiden Nachbarn, bei der jeder gewahrt wird, wie sehr der andere brauchbar, verdienstvoll und anziehend ist.“

Diese wechselseitige Entdeckung, „bei der jeder gewahrt wird, wie sehr der andere brauchbar, verdienstvoll und anziehend ist“, ist eine andauernde Mahnung an jede neue Generation, vor allem an jede neue Mittlergeneration. Daher ist es um so bedauerlicher – dieses persönliche Wort sei an dieser Stelle gestattet –, dass die von mir in Dresden aufgebaute, in der deutschen Romanistik bzw. Französischlehrerausbildung einzigartige, da von einem Sozialwissenschaftler zu besetzende Professur für Frankreich, deutsch-französische Beziehungen und frankophone Welt mit dem Ende meiner Dienstzeit nicht mit diesem Profil, sondern als „klassische“ Romanistik-Professur für französische Literatur und Kultur (also nicht Geschichte und Politik) fortgeführt werden wird, und dass damit den zahlreichen französischen Lehrstühlen für Deutschlandstudien kein adäquater Partner mehr gegenüber steht. Doch dies sei an anderer Stelle kommentiert, vor allem denen in die Verantwortung

gelegt, die darüber entschieden. Schließlich sei noch erläutert, warum dieses Buch eine Publikation der Sächsisch-Bretonischen Gesellschaft e.V. ist. Dieser gemeinnützige Verein (www.sachsen-bretagne.de) unterstützt – zusammen mit seiner bretonischen Schwestergesellschaft Association Saxe-Bretagne (www.saxe-bretagne.fr) – die offizielle Regionalpartnerschaft zwischen dem Freistaat Sachsen und der Region Bretagne, indem er sie mit anderen Inhalten zu füllen sucht, als es die Politik vermag. Dies ist keine regionalistische Eigenbrötelei, denn zugleich verstehen sich beide Vereine als Akteure der deutsch-französischen Verständigung und engagieren sich für die Verbreitung und Pflege der deutschen und französischen Sprache und Kultur, einschließlich der sprachlichen und kulturellen Besonderheiten Sachsens und der Bretagne. Unsere regionalen (und lokalen) Verbundenheiten sind nationalen, damit auch nationalistischen Diskursen historisch und mental vorgelagert, sie unterschreiten sie. Zugleich weisen sie „universell“ darüber hinaus, denn, um es mit Goethe zu sagen: „Willst du dich am Ganzen erquicken, so musst du das Ganze im Kleinsten erblicken.“

Die Flaggenfarben Frankreichs, Deutschlands und Europas sowie der Bretagne und Sachsens (auch die der hier lebenden sorbischen Minderheit) auf dem Umschlag dieses Buches illustrieren diese exemplarische Vielstimmigkeit, die den kulturellen Reichtum Europas prägt. Deutscher oder Franzose zu sein, das ist nur die eine Seite unserer „nationalen Erzählung“, deren Vergangenheit gar nicht so lang ist – Sachsen, Brandenburger, Preußen, Bayern, Rheinländer oder gar Schleswig-Holsteiner hatten jeweils sehr eigene, sehr unterschiedliche Beziehungen zu Frankreich, bevor sich ein „deutsch-französischer“ Gegensatz generalisieren konnte. Das Zusammentreffen dieser narrativen Gemengelage kann sich symbolischer gar nicht ausdrücken, als in dem Umstand, dass die Jubiläumsfeiern zum 50. Jahrestag des Élysée-Vertrags im Jahr 2013 mit denen zum 200. Jahrestag der „Völkerschlacht“ bei Leipzig zusammenfallen (www.voelkerschlacht-jubilaeum.de) – jener Schlacht gegen Napoleon also, während der die Truppen des vom französischen Kaiser zum Königreich erhobenen Sachsens die Seiten wechselten. Laufen

beide Jubiläumsfeiern wie zwei getrennte Einsamkeiten? Sind sie synchronisiert und wenn ja, wie? Warum eigentlich nicht im Sinne Rilkes? „Liebe besteht darin, daß zwei Einsamkeiten sich beschützen, sich berühren und sich begrüßen.“

Zum Schluss bleibt mir die angenehme Aufgabe, meinen nunmehr ehemaligen Studenten für ihr schriftstellerisches Engagement zu danken und ihnen eine glückliche berufliche Zukunft zu wünschen. Mein besonderer Dank gilt meiner studentischen Mitherausgeberin Vivian Fischer für die erfreuliche inhaltliche und editorische Zusammenarbeit (sie besorgte auch das Layout dieses Buches). Wir danken gemeinsam dem Dresdner Traditionsverlag Hille, der sich unseres Projekts helfend angenommen hatte, sowie dem Dresdner Produktdesigner Franz Forberger für die Umschlaggestaltung dieses Buches und Frau Angelika Gleisberg für ihre achtsamen Korrekturarbeiten. Vor allem danken wir der Sächsischen und Dresdner Back- und Süßwaren GmbH und Co. KG, die durch ihre finanzielle Förderung den Druck dieses Bandes überhaupt erst ermöglichte. Mögen die hier versammelten Texte ihre jugendlichen Botschaften in das Land hinaustragen – gleich einem „französisch heitren Tageslicht“ (Heinrich Heine).

Dresden, im September 2012

Postscriptum: Aus Anlass des 50. Jubiläums des *Élysée*-Vertrags am 22. Januar 2013 haben wir im Anhang nicht nur den Vertragstext samt der oft übersehenen Gemeinsamen Erklärung mit abgedruckt, sondern auch einige andere Dokumente, die wir für das Verständnis dieses Themas für nützlich halten, darunter auch die Gemeinsame Erklärung zum 40. Jahrestag des *Élysée*-Vertrags vom 22. Januar 2003 und die deutsch-französische Agenda 2020 vom Februar 2010 – auf dass ein jeder die darin aufgelisteten Absichtserklärungen an ihrer Verwirklichung überprüfen und sie mit der zu erwartenden Gemeinsamen Erklärung vom 22. Januar 2013 vergleichen kann. Die „Weiterführenden Hinweise“ verstehen sich als freundliche Einladung zu weiteren Informationen und Lektüren. Für ausführliche Bibliographien zum deutsch-französischen Verhältnis verweisen wir auf die Internetseite der Frankreich-Bibliothek des Deutsch-Französischen Instituts Ludwigsburg (www.dfi.de).

Ich sollte jetzt vielleicht beschreiben, wie ich mich damals am 11. September 1988 kurz vor Paris fühlte, dass ich wie angenagelt an meinem Fensterplatz saß, wie mir abwechselnd heiß und kalt wurde, meine Gefühle durcheinander stürzten und ich dabei war, mit einem Mal mein Leben in Frage zu stellen, ganz existentiell und kitschig, wie mir zum Heulen war und ich dann doch lachen musste, weil mir für Sacré-Cœur kein anderes Bild einfallen wollte, als das eines überdimensionalen Baisers, ein glänzend weiß aufgeschäumter Zuckerguss, der über der Stadt thronte als Warnung für alle Übergewichtigen und Diabetiker, das Heilige Herz als Mahnung für alle Gutgläubigen und Gotteslästerer, dass ich mich ernsthaft fragte, was ich hier wollte, wo ich immer sprachloser wurde, die einfachsten Wörter ausblieben, je mehr mir die fremde Sprache auf den Leib rückte, und was mir sonst noch so durch den Kopf ging außer Blut, das in heftigen Schüben dort pulste. [...] Wir standen vor den Stühlen und stießen auf die Nation an, was mich verlegen machte, weil ich mich fragte, welche Nation gemeint war. Da ich die deutsche uneins wusste, wie ich mit mir uneins war, buldigte ich der französischen. Ich wurde nach Dresden gefragt, musste seine geographische Lage erklären. Als ich die Elbe erwähnte, konnte sich der Journalist erinnern, den Namen des Flusses schon einmal gehört zu haben [...].

Michael Wüstefeld (*1951 in Dresden)

